

Die Sonde

24. Juli

Geißel der Vererbung

Frazen abscheulichster Art, kleingügige, mongolide Breitschäpfer stellen uns als Bildern entgegen, die in dieser Zeit von sowjetrussischen Gefangenen gemacht werden. Wie prächtig dagegen nehmen sich die nordischen Profile deutscher Soldaten aus. Wer sich dieses großen Gegensatzes bewußt ist, dürfte sich bereits darüber im klaren sein, daß es Untergang bedeutet, sich mit den Ostmenschen zu vermischen.

Größtes Erbgut der Deutschen ist die gesunde Erbmasse, die von Geschlecht zu Geschlecht wie eine funkelnde Kristallschale vor sich und mit Bedacht weiterzuehen haben. Wer sich dieser ungemein wichtigen Vererbungsformel, die die Nation ihres ewigen Bestandes wegen an jeden guten Deutschen zu stellen hat, nicht unterwirft, vergeht sich an seinem Volke. Das aber um so mehr jetzt und in aller Zukunft, als dem deutschen Volke als Vormacht Europas große Führeraufgaben zu fallen werden.

Es war der Führer, der als eines der ersten Gesetze nach seiner Machtergreifung das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses forderte, das am 14. Juli 1933 beschlossen wurde und am 1. Januar 1934 in Kraft trat. Die Gesetz bezweckt nichts anderes als die Gesundheit und Reinerhaltung des deutschen Blutes durch die weitestgehende Vermeidung der Anwendung der Sterilisation. Wer erbkrank ist, kann nach diesem Gesetz unfruchtbar gemacht werden, wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß seine Nachkommen an schweren körperlichen oder geistigen Erbchäden leiden werden.

Da eine natürliche Auslese (Ausmerzung) krankhafter Erbanlagen durch unser zivilisiertes Leben zu einem Teil unterbunden wird und somit durch die Zivilisation die Entartung d. h. die Ausbreitung krankhafter und minderwertiger Erbanlagen gefördert wird, muß als notwendige Korrektive die Rassenhygiene eingreifen. Das eine völlige Asylierung der Erbkranken, d. h. deren Unterbringung in Anstalten unmöglich ist, weil ihre Zahl zu groß ist, sind Unfruchtbarmachung und Eheverbote eine Forderung im Interesse aller Gesunden den Erbkranken gegenüber, die sich ohne Asylierung erfahrungsgemäß stark vermehren.

Die Sterilisation ist indes keine neue Erfindung. Schon vor 40 Jahren wurde sie als eine Maßnahme der Rassenhygiene in den Staaten der USA gesetzlich niedergelegt. In der Schweiz und in Dänemark erlassene Gesetze erlangten keine praktische Bedeutung. Nach dem deutschen Gesetz bestehen bei den Amtsgerichten Erbgesundheitsgerichte, gegen deren Beschlüsse beim Erbgesundheits-Obergericht, einem Oberlandesgericht angeklagt, Beschwerde eingelegt werden kann. Diese Erbgesundheitsgerichte überprüfen die ihnen zur Bearbeitung und Beschlußfassung vorgelegten Fälle nach bestimmten Grundsätzen, die jegliche Fehlbeurteilung ausschließen. Umfassende Vorarbeiten und Ermittlungen gehen dem Urteil voraus.

Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ist heute die beste Grundlage für den

ewigen Bestand des deutschen Volkes. Hätten zu allen Zeiten die riesigen Mittel für das gesunde deutsche Volk verwendet werden können, die noch alljährlich für den erkrankten Nachwuchs aufgebracht werden müssen, es stände rassenhygienisch schon heute um vieles besser um unser Volk. C. F. S.

Bankverkehr einfacher

Es sind gerade zwanzig Jahre verflossen, seit uns an einer Alma Mater die Entwicklungstendenzen in der Bankbuchhaltung als wissenschaftliche Arbeit zugewiesen wurde. Damals drohte die Aufgabe beinahe zu scheitern, da in den Inflationsjahren nicht nur die Banken und Großbankfilialen wie Pilze aus der Erde schossen, sondern auch das „Bankgeheimnis“ im Wirbel jeder Tage zu einem schier unüberwindlichen Hindernis wurde. Gewiß hatte vielleicht manches, was über die verschiedenen Konten lief, auch das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen, aber jener althergebrachte, mit einem undurchsichtigen Schleier umgebene Zustand, den man verbunden mit einem bedeutungsvollen Blick des Verantwortlichen „Bankgeheimnis“ nannte, ließ auch jene Dinge nicht unberührt, die gar nichts mit den Geschäftsvorgängen zu tun hatten. Ob man besser Lose Blätter führt oder dicke Bücher auf Falten mit einem Drehstuhl davor mit Zahlen füllt, ob man nicht zweckmäßigerweise einheitliche Formulare unter den verschiedenen Instituten für Ueberweisungen verwendet, ob die Kontenanordnung in den breiten amerikanischen Journalen zweckmäßigerweise nicht so oder anders zu treffen wäre — das alles waren Fragen, die beantwortet werden sollten, aber nicht zu beantworten waren, wenn man die Muster für Bücher und Formulare zu erhalten wollte — die Arbeit wäre nie geschrieben worden. Daß sie schließlich so interessant wurde, das allerdings verdankte sie den Banken selbst, die innerbetrieblich so bunt organisiert waren, wie man es sich nur hinter einem „Geheimnis“ vorstellen konnte. Um wenigstens stellen zu lassen, daß eigentlich nur der Giroverkehr über eine straffe, einheitliche, damit zeit- und materialsparende Organisation verfügte.

Aber, wie gesagt, das ist zwanzig Jahre her, und unser Einblick in das Bankwesen hat sich in den letzten Jahren auf einen so hohen Stand gehoben, daß fast jeder Mensch im ständigen Verkehr mit Bank und Sparkasse kennt. Wie überrascht — angenehm überrascht! — waren daher nicht nur wir, denen einmal das Schicksal einen bescheidenen Blick in die geheimnisvollen Vorgänge hinter den Kassenschaltern zu tun vergönnt war, sondern wohl auch viele andere, als kürzlich durch die Zeitungen die aufklärende Meldung von Bankrot ging, daß jetzt wirklich der Bankverkehr einfacher würde. Ja, man hat sich sogar auf einheitliche Formulare geeinigt, vor zwanzig Jahren ein bescheidener, viel belächelter Vorschlag, der mit dem vielgenannten „Bankgeheimnis“ als undurchführbar abgelehnt wurde. Jetzt hat der Krieg zur Besinnung geführt und das Naheliegende, das ängstlich gemieden wurde, wenigstens teilweise Wirklichkeit werden lassen. Und so wollen wir den Gute, wenn es auch aus später Einsicht kommt, freudig hinhinnehmen. . . .

Auf der „Reichs-U-Bootstraße“

Zwei Begegnungen deutscher U-Boote an einem Tage vor Amerika

Von Kriegsberichterstatter Sämisch

PK. „Wenn Engel reifen, laßt der Himmel“, meint der 2. Wachstoffsicherer auf der Brücke, nimmt das Glas von den Augen und legt die Sonnenbrille auf. „So ein Wetter hat uns für den ersten Amerika-Zöhrn gerade gefeilt.“

Wir haben tatsächlich ein Pfundsmetter; eine klare, laute Dämung, sommerlich warme Sonne, ein azurblauer Himmel, an dem langsam Hummelschwärme wie große Schiffe gegen Westen ziehen. In der Badefloße können wir auf der Brücke bei Tage unsere Wade setzen.

„So ein Kraft-buch-Freude-Wetter müßten wir immer haben, da macht die Seefahrt wenigstens Spaß“, sagt Bootsmann Walter. „Ist doch was anderes als der Steam der letzten Tage, als die Brecher laufend überfamen und man auf der Brücke das Schwimmen lernen konnte.“

Schon fast Tagen laufen wir Westwärts; der Bug unserer Bootes zeigt immer in Richtung Amerika, wo wir die Roosevelt-Flotte jagen wollen.

„Genaulich müßten wir doch schon auf der Reichs-U-Bootstraße sein, Herr Leutnant“, fragt einer der Brückengänge.

„Reichs-U-Bootstraße kenne ich nicht, entpantet dieser.“

„Ist natürlich ein Scherz, da alle U-Boote nach eigenem Kurs fahren, bis da der Atlantik so groß ist und wir nie andere U-Boote zur USA-Rüste fahren oder beifahren. Ist bei von Schiffen verwaite Ozean doch im wahren Sinne des Wortes für uns eine Reichs-U-Bootstraße geworden. Bekannt bin ich, ob wir eine unserer Bootes zu Gesicht bekommen werden.“

Langsam sinkt die Dämung über die in den vielen Nüancen der untergehenden Sonne aufleuchtende Abendstille des Ozeans, und hell ist es dann Nacht. Millionen Sterne bedecken den Himmel. Trotzdem wird die Sicht verfinstert, weil leider Dunkel auf dem Wasser liegt, der immer wieder wird. Raum zwei bis drei Meilen weit kann man mit den scharfen Gläsern sehen. Stunden angezogenen Nachtansichten vergehen. Die Augen beginnen zu schmerzen.

„Steuerbord 33 Grad ein Schatten, Herr Leutnant. Können ein großes U-Boot sein, das Kurs auf uns anhält!“ Der Bootsmann der Wache hat den Schatten zuerst gesehen. Vier Augenpaare erfassen das unbekannte Boot, das immer wieder in der lauen Dämung verfinstert und für Seefahrtbrüchliche flüchtig wird.

Freund oder Feind? Diese Frage beschäftigt jeden. Der Kommandant ist gewarnt. Laufend gibt er Kursänderungen. Immer näher kommen sich die beiden Bootes. Dann wird drüber ein Erkennungssignal geschossen.

„Ist ja eine unserer Seefähig (ein großes U-Boot). Die Worte des Kommandanten brechen die Spannung. Wenige Augenblicke später ist das Boot auf Aufweite herangekommen. Nun werden Blinklichter gewechselt. Es stellt sich dann heraus, daß es ein U-Boot ist, das von Amerika kommt und dort 25.000 BRT feindlichen Schiffes-

raumes zu den Fischen schickt. Grüße werden ausgetauscht und unser Kommandant übermüht hergestellte Glückwünsche zu dem schönen Erfolg. Kurz werden noch die jüngsten Erfolge auf. In der Badefloße sind die Begegnungen auf hoher See unvergleichliche Erlebnisse, die auch später viel Stoff zum „Reiz“ geben.

Zwölf Stunden später. Es ist ein sonniger Nachmittag. Wieder kommt uns ein U-Boot entgegen. Ein freundes Winken hebt an. Für uns U-Bootsmänner sind die Begegnungen auf hoher See unvergleichliche Erlebnisse, die auch später viel Stoff zum „Reiz“ geben.

Kollisionsgefahr ist die kleine Brücke. Jeder will die Kameraden sehen, die schon mehrere Wochen auf „Zöhrn“ sind. Vor einigen Tagen wurde das U-Boot (Kommandant Kapitänleutnant Ared) im Westwärtsbericht erwähnt. Kapitänleutnant Ared (soß bei Neuland aus einem von Amerika nach England gehenden stark gefährdeten Geleitang 25.000 BRT heraus. Der feindliche



PK-Wach. Kriegsberichterstatter Sämisch (Mitte) Auf engstem Raum laufen hier unzählige Röhren, Leitungen und Ventile der Dieselantriebe in einem Unterboot der deutschen Kriegsmarine zusammen. Für den Laien ein unentwirrbares Durcheinander, für den Fachmann eine äußerst sinnreiche Konstruktion. Die Dieselmotoren müssen ständig über beiden Dieseln überwachen, denn von ihrem ununterbrochenen Arbeiten hängt alles ab.

sehen unsere Kameraden, die sich lange Warte angelegt haben. Vom Turm des Hauptturmes Bootes leuchtet das Bootsschild, ein lachendes schelmhaftes Jungengesicht, und darunter am Turm die Worte: „Sei was auch, Solange!“ — Da Sie meinen nachkam, unsere Kameraden da drüber auf dem Boot.

Mancher Gruß wird noch gewechselt. Wir mühen den Boot glückliche Heimfahrt, während Kapitänleutnant Ared durch die „Mittelschiff“ uns ein „Gut und Beinschmerz“ und gute Beute zuruft. Dann ist auch diese Zufallsbegegnung unter zwei antiken feindlichen U-Booten innerhalb 20 Minuten vorbei.

Wir aber fahren auf der „Reichs-U-Bootstraße“ weiter nach Amerika.

Der misstrauene Peter

Ein Verjährungs-Experiment aus dem Goethe-Kreis - Von Friedrich Koepf

„Den 12. kam Peter an ...“, so trug Goethe im August 1777 in sein Tagebuch ein. Dieser Peter — nach Wilhelm Vohdes Erzählung „ein etwas zwölfwüßiger, halb-milchschmecker, orientalisches, der eine Zafafleise im Mund hatte und einen schwarzen Spitz Häsli bei sich führte“ — war vom Schicksal auf so merkwürdige Art in den Weimarer Kreis geführt worden, daß die Begegnung für ein eher oberflächlich romantischen Bekanntschaft nicht genügen lieb und ihn bald dem Dichter und Staatsminister, bald der Vertrauensmutter Anna Amalie als nahestehenden Sohn aufnahm. Während diese Synthesen auch nicht in den Bereich ernsthafter Wissenschaft Einlaß gefunden haben, so ist es doch verdientvoll, daß sich der Weimarer Gelehrtenkreis Goethe als einer gründlichen und vielseitigen, mit großem Geduldsam ausgehütteten Studie alles zusammengetragen hat, was sich über Goethes Weimarer Peter im Baumgarten aus den verschiedensten und teilweise abgelegenen Quellen herausziehen ließ (s. Fritz Ernst: Aus Goethes Freundeskreis. Studien um Peter im Baumgarten. Erlangen — Straß — Leipzig 1941. Eigenverlag des Verlags).

Im Juni 1775 war Goethe auf seiner ersten Schwärmerreise nach einem vierwöchigen Jünglingsbezug, dessen Leben und Denken dem Sturm und Drang der Zeit auf eine abschließende Art verfallend war. Der Weimarer Gelehrtenkreis hatte ein Jüngling aus diesem Bekanntschaft in Gelle geboren, als Waise in Hamburg erpogen, hatte sich, kaum an der Grenze des Jünglingsalters, an den Wirbeln einer unglücklichen Liebe in die Schwärmerreise geschickt, um dort Ruhe und Reinigung zu

finden, wie die Literatur der Zeit verspricht. Aber mehr noch als der Natur öffnete sich ihm empfängliches Wesen den Einflüssen des Jünglings Vaters; in dieser geistigen Atmosphäre entstand in seinem Innern jener merkwürdige, in einem überausmächtigen Dokument niedergelegte „Aufschiebungslan“, nach welchem er einem Jüngling von einfacher Herkunft den Weg zu einem Glück bereiten wollte, das ihm sein verpöndertes Leben verlangt hatte.

Dieses Kind war ihm auf einer seiner Wanderungen in Gestalt eines schaffrigen Störchens begegnet; ihn nahm der 21-jährige aus seiner heimlichen Umgebung und vertraute ihm dem Wänterhüßling als Marzflügel an, einer jener Erziehungsanstalten, in denen der pädagogische Diktator der Zeit seine Triumphe feierte. „Der Jüngling war eine „Unternehmung“ Goethes, die ihm kaum sorgte er notwendig für die materielle Voraussetzungen zur Bewirtung seines Planes. Von den Erziehungsstellen in Marzflügel übernahm er ein Drittel, an dem Teil sollte neben einer Schwester, einem Freunde Peter Schöns und den Brüdern Stolberg auch Goethe beteiligt werden, und diesem trug er auch, als er schon im Jahre darauf, 1776, als Gefährter Schiffer auf seinen Diensten nach Amerika ging, die Sorge für den Ansehen an für den Fall, daß er nicht zurückkehren würde. Im November 1777 fand er den erkrankten Jüngling, der bei der Gründung des Forts Washington im heutigen Stadtgebiet von New York) schwer verunndet und muß kurz darauf verstorben sein. Beim Verlassen der Schweiz hatte ein glücklicher Zufall beschieden gemacht, daß seine Wänter — Generalens „Teleman“, den

berühmten Erziehungsroman des 18. Jahrhunderts, hinterlassen, und in seinem Testament wurde er ihm in Segen mit, welchem Goethe im Winter in einer Briefe an den Nichtenanfall kaufte. Wenig genug also hatte er dazu tun können, daß dem geliebten Peter „der Jüngling, der mir nicht geinliche wollte“, und die Freunde, voran Goethe, mühen wohl oder übel das pädagogische Experiment fortzuführen.

Nur dessen Erfolg waren indessen schon in Marzflügel die Vorzeichen wenig günstig. Den übertriebenen Anstrengungen des Instituts — es wurde hier an zwei Tagen nur deutsch, an zweien nur französisch, an zweien nur lateinisch gelehrt — waren die Fähigkeiten der Jünglinge nicht gewachsen. Aber auch im Weimarer Kreis, in dem er im Sommer 1777 eintrat, war seines Weimars nicht lange. Goethe sah bald ein, daß der pädagogische Aufwand, an dem außer ihm Frau von Stein mit ihrem Hofmeister Schiller, Herder und aus der Berner Vater beteiligt waren, sehr am Plage war, er übernahm den Ansehen, der ihm nach dem Bericht eines Schweizer Besucher „viel Verdruß machte, sehr herzlich und hoch war, einem anderen Schwärmer, Dr. Kraft in Jülich; damit er unter seiner Aufsicht in der Jülicher ausgeschildet werde. Aber auch hier gab Peter bald Anlaß an Klagen: „daß niemals ein Jüger aus ihm werden würde, daß es nicht das geringste davon verstände noch zu lernen. Ich hätte“, denn er hatte keinen Sinn an anderen Dinge schick; vielleicht war es das fremdsprachige geistige Erbe des Barons von Yndou, durch das er sich zur Ruhe berufen hätte. Goethe muß schließlich diesen Erzieher nachgegeben haben, denn Peter wurde Kupferstecher; als einziger Neugewinn seiner Tätigkeit fand er geistreiches Verbeißel und ein Goethebuch nach der Vorlage in Lavaters „Physiognomie“ herzugeben. Eine nicht ganz freiwillig in Weim geflossene Ehe

brachte ihm sechs Kinder, bei deren drittem Goethe Vaterleide verlor, aber nicht das Glück, das ihm sein Entdecker zugeordnet hatte, und gegen Ende des Jahrhunderts verlor sich seine Spur in jenem Dunkel, aus dem ihn Yndou, wahrscheinlich zu seinem Verhängnis, heraufgehoben hatte. „Es gibt keine bekannten Zeugen für Peters Unterang, keine Zeugen für seinen letzten Zeufzer aus sein Grab.“

So endete der pädagogische Versuch mit einem unglücklichen Mißerfolg; Peter wurde kein tüchtiger Zelemann, soß nicht ein in der großen Liebe Cemp, lündete nicht der Wahrheit heilige Drafel und Schöpfung nie eine zerförmeternde „Donnerkeule“, wie es ihm Yndous Aufzuchtungsplan zugeordnet hatte, und der Biograph legt unter seine Arbeit den rechten Schlußstein, wenn er meint: „daß mit uns auch unter Maß geboren wird.“

Das Goethe-Jubiläum der Deutschen Akademie führt zum dritten Male im Laufe dieses Jahres einen Vortrag durch, um ausländischen Studenten die Möglichkeit zu geben, sich in den deutschen Sprachkenntnissen zu vervollständigen. Die Akademie, an deren nahezu 200 Studenten aus fast sämtlichen europäischen Nationen teilnehmen, wurden im Notfall der Wänter Weim, durch die die Studenten der Akademie, Ministerpräsident Ludwig Siebert, eröffnet.

Gedächtnisfeier für Bruno Stern. Der Führer fandte dem Dichter Bruno Stern zu seinem 60. Geburtstag ein in Berlin heraus gehaltenes Gedenkheft heraus. Auch Reichsminister Dr. Goebbels übermittelte dem Dichter in dankbarer Anerkennung seiner großen literarischen Schaffungen ein in der letzten Worten gehaltenes Glückwunschkollegium.

200 ukrainische Lehrer begaben sich nach Deutschland, um die ärztliche Fürsorge der ukrainischen Arbeiter und Arbeiterinnen zu übernehmen. Zunächst werden sie in Jena einen Kurs durchmachen, um sich mit der deutschen Begegnung über Gesundheitsfragen vertraut zu machen.

